



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunst

Deutsche Kunst und Dekoration. Im Oktober 1911 hat die Deutsche Kunst und Dekoration (Herausgeber und Verleger Hofrat Alexander Koch in Darmstadt) ihren fünfzehnten Jahrgang begonnen. Man kann sich diese Zeitschrift nicht mehr aus unserer modernen Kunst hinwegdenken. Von Anfang an — seit dem Jahre 1898 — hat sie den Entwicklungsgang nicht nur unserer angewandten Kunst, sondern ebensowohl der Malerei, Plastik und Architektur begleitet und ist noch heute, wie vor 14 Jahren, das treue Spiegelbild von dem Besten ihrer Zeit. Nimmt man ihre ältesten Jahrgänge zur Hand, so steigt das Bild jener jugendfrischen stürmischen Revolution aller Kunst daraus empor, aus deren Gärung wir heraus sind — so sehr, daß jene neunziger Jahre uns fast schon fremd wie eine lang entschwundene Epoche anschauen. Jene Erneuerung des Ornamentes, die Entdeckung neuer Formen aus der Konstruktion ist es, mit der man nicht nur Buchschmuck und Kissen, sondern auch Möbel, Zimmer, Architekturen neu zu erschaffen strebte — eine unendlich glückverheißende Jugendbewegung, deren Kraft und Schwung wir gegen Maß und Einsicht eingetauscht haben. Hält man alte Hefte gegen die neuesten, etwa der letzten Monate, so stehen zwei Welten gegen einander. Noch immer bestimmt ein exklusiver Geschmack das Niveau des Dargeborenen; nur ist dieser Geschmack, der die Kunst und Dekoration zu allen Zeiten auf sehr hohem Niveau gehalten hat, mit der Zeit mitgegangen, und wir glauben nicht die Grenzen des Objektiven zu verlassen, wenn wir konstatieren, daß wir nicht nur geschmacklich, sondern auch künstlerisch uns voran entwickelt

haben. Was namentlich in den beiden letzten Heften gezeigt wird, bedeutet wesentlich Abgekürztes: Häuser von Muthesius, Baumgarten (für Liebermann), Bruno Paul (eine vornehme Villa in Frankfurt a. M.); Gemälde der Münchner Sezession, von Schweizer Künstlern, aus der vortrefflichen Mannheimer Kunsthalle; Plastiken von Luffsch (Hamburg); und eine in zwei Hefen schon stattliche Fülle von Kunstgewerbe aus fast allen Gebieten, Kissen von Salzmann, Wiener Keramik von Powolny und Klaus, Puppen von Lotte Prigel und Kaulitz usw. Die Vielseitigkeit des Stoffes und die Qualität ist in den Aufsätzen die gleiche, von denen nur als die vorzüglichsten genannt seien: A. G. Brinckmann, Raumbildung in der Baukunst, und Fritz Wichert, Die Mannheimer Kunstbewegung.

Ich möchte es einer Zeitschrift, die das erreichte Niveau unserer künstlerischen Kultur spiegeln will, nicht verargen, daß sie gegenüber dem Vorangeschrittenen einige Zurückhaltung übt; daß sie z. B. bisher weder von Loos noch Tessenow Architekturen noch Gemälde aus der Matisse-Schule in Deutschland gebracht hat. Aber in einem Punkte kann ich nicht umhin, eine entschiedene Meinungsdivergenz zwischen ihr und mir zu erwähnen, weil deren Objekt weit über bloße Geschmacksfragen hinausgeht. Das ist die Vorliebe, mit der sie im vorigen Jahrgang eine Bewegung in den Vordergrund gestellt hat, die mir für unser Kunstgewerbe in höchstem Maße verderblich scheint: die Wiederaufwärmung des klassizistischen Pseudo-Barocks (oder wie soll man's nennen) von 1850 durch Troost, Th. Th. Heine, R. A. Schröder u. a. Gerade weil die Deutsche Kunst und Dekoration auf einem so hohen Niveau steht, dürfte sie für eine der-

artige Verirrung, besser gesagt: Irreführung des deutschen Kunstgewerbes keinen Platz haben; in ihrer glänzenden Reproduktionstechnik wirken diese technisch hervorragenden, künstlerisch mehr als minderwertigen Möbel usw. mit einer diabolischen Verführungskraft. Dem kann nicht scharf genug entgegengetreten werden.

Dr. Paul Ferd. Schmidt-Magdeburg

Schöne Literatur

Et exspecto. Roman eines Priesters. Von Eugen Artho. Im Verlage von G. Bachmann-Gruner zu Zürich 1911. Preis geb. 6 M.

Der Kampf des französischen Modernismus gegen Rom hat den Stoff hergegeben zu einem großzügig angelegten Seelengemälde, das vorliegender Roman vor unseren Augen entrollt. Der Tendenzroman muß notwendigerweise unter dem Vorurteil leiden, daß ihm die Poesie Nebensache und die Tendenz aufdringliche Hauptsache wird; dafür kommt ihm unter Umständen zugute, daß er den Herzschlag einer Zeit kann fühlen lassen, wenn zur Tendenz sich Tüchtigkeit, Herzlichkeit und grandiose Ursprünglichkeit der dichterischen Empfindung gesellen. In Konrad Ferdinand Meyers Jürg Jenatsch hat z. B. die selbständige poetische Schönheit unter der überwältigenden Tendenzmalerei des Dichters nicht im mindesten gelitten. Als einen Typus solcher Tüchtigkeit und hochgespannter, poetischer Gestaltungskraft möchten wir auch diesen französischen Roman hinstellen. Eugen Artho hat in ihm einen jungen, französischen Priester geschildert, der sich zur Loslösung von Rom durchgearbeitet hat. Wie überall in der Welt, sucht auch in Frankreich die römische Kirche nicht nur den Staat, sondern das ganze, geistige Leben zu beherrschen. Deshalb scheiden sich in Frankreich wie bei uns die in diese Auseinandersetzung verwickelten Geister in zwei Lager. Dadurch aber erhalten die in unserem Roman auftretenden Personen etwas Symbolisches, d. h. ihre Schicksale erinnern an solche ganzer Reihen menschlicher Gestalten. Trotzdem aber tragen die persönlichen Schicksale José Bertrams etwas wie singulären Charakter an sich. Es klingt einem wirklichen Leben nachgezählt, wie der junge Priester abschafft bis in die innerste Seele erschrickt, als er in seiner Mutter die freisinnige Prottestantin entdeckt, die nun

hilfreich schützend und bewahrend, aber doch leise vorwärtsführend ihren Sohn den Banden entreißt, die ihn an den Merikalismus und Rom ketten. Im Kaufmann Granier und seiner Familie werden uns jene literarisch fein gebildeten Kaufmannskreise der modernen Zeit geschildert, die in der Welt sich umgesehen und erkannt haben, daß die auf das Vatikanum festgelegte römische Kirche kein Prinzip des Fortschritts in sich trägt und deshalb trotz aller Massenbeherrschung doch keine Führerin der Kulturwelt ist. Wie diese Erkenntnis die gebildeten Kreise des französischen Volkes durchdringt, wie die Werke Emanuel Swedenborgs den nachhaltigsten Eindruck auf Laien und Priester machen, die Sehnsucht nach einer ganz neuen Kirche wecken, das alles beschreibt uns diese Erzählung mit einer Lebendigkeit, die man selbst empfunden haben muß. Sie im Zusammenhang gelesen zu haben und Einzelheiten aus ihr anführen, verhält sich wie Selbstschauen zu dem Sagenhören. Und dennoch kann ich es mir nicht verjagen, auf die liebliche Gestalt Helene Graniers hinzuweisen. Ihr schlichtes, reines Wesen, das ohne allen Schein gut, edel, fromm und schön ist, erweckt in José Bertram, dem ehemaligen römischen Priester, dem jetzigen Pfarrer der neuen Kirche, den Wunsch, sie zu besitzen. Was der Roman über die christliche Ehe, über den Gegensatz von Mann und Weib zu sagen hat, ehrt als beste und lauterste Charakteristik den Dichter selbst. In der ganzen Erzählung begegnen wir keiner Spur irgendwelcher Reformivut. Alles fängt so schlicht und sacht an, als wenn es sich um gar nichts Besonderes handle, und doch, je näher wir hinschauen, um so mehr drängt sich einem der Lebenskampf auf, bei dem es sich um Sein und Nichtsein handelt. Manchem werden die Schilderungen wie moderne französische Theologie im Gewande des Romans vorkommen — keine leichte Lektüre wird dem Leser zugemutet. Manches tiefe Wort über Religion und ihre Bedeutung für das staatliche und soziale Leben will durchdacht sein. Die Vertreter der neuen Kirche sind ebenso wenig unbedingte Ideale, wie die der alten Kirche etwa Heuchler und Pharisäer. Menschlich fein und ergreifend weiß A. auch diese zu schildern. Auch sie wirken nicht rein symbolisch, sondern sind Menschen abgelautet,

denen ob des heutigen Kulturkampfes in Frankreich das Herz bricht. So rücken auch diese Leute einem in fast geisterhafter Berührung so nahe, daß man ihren Schmerz mit Teilnahme begreift und nachempfindet.

Daß die modernistische Bewegung in Frankreich solch' ernste Bücher zeitigt, daß die Zahl derer, die an solchen Büchern Freude haben, zunimmt, ist uns ein Beweis dafür, aus welcher edlen Motiven diese Bewegung quillt. Wir danken dem Verfasser, daß er uns durch diese deutsche Übersetzung sein Werk hat zugänglich machen lassen. Wenn einmal die beiden Völker Deutschlands und Frankreichs im Glauben einig geworden sind, dann ist vielleicht der Zeitpunkt gekommen, wo der Titel „et exspecto resurrectionem mortuorum, ich erwarte eine Auferstehung der Toten, eine Auferstehung aus dem Grabe des Irrtums und der Sünde zum Leben des freudigen Glaubens und Liebens in unserem Herrn Jesus Christus“ seine schönste Verwirklichung darin finden wird, daß diese beiden Völker, die sich so viel gegenseitig sein könnten, gegenseitiges Vertrauen zueinander finden werden. Diesem Zukunftsbild steht nichts so entgegen als der uralte tertius gaudens, der sie jenseits der Verge seit Jahrhunderten gegeneinander ausspielt.

Heinrich Reuß = Hamburg

Neben Hauffs „Lichtenstein“ ist der vaterländische Roman aus der Zeit Friedrichs des Großen „Cabanis“ von Willibald Alexis eine der — der Zeit und dem Werte nach — ersten Blüten des deutschen historischen Romans. Er gibt ein charakteristisches Bild jener glänzend bewegten Zeit, da Preußens Großmachstellung durch die schlesischen Kriege begründet wurde. Wie hat es Alexis verstanden, die Landschaftsschilderungen im Einklang zu bringen mit der Zeichnung der Personen und der Handlung! Nur in dieser Umgebung, auf diesem Boden konnten diese Menschen leben und lieben, trogen und kämpfen, konnten diese Begebenheiten sich abspielen. Aber der Roman ist doch nicht so ins Volk eingedrungen, wie er es verdient. Das hat indes gute Gründe: die allzu weiterschweifend ausgemalten Episoden, die vielen Berichte, die den Gang der Geschehnisse immer wieder unterbrechen und durch den Gebrauch der indirekten Rede der Flüssigkeit des Stils Abbruch tun,

erschweren die Lektüre des Buches. Nun hat Hellmuth Neumann das Wagnis unternommen, durch kräftige, doch wohlbedachte Streichungen die Handlung des Romans straffer zu gestalten; gern wird man ihm zugeben, daß ihm seine Absicht über Erwarten gut gelungen ist. In dieser Fassung wirkt die alte Perle überraschend neu und modern. Mögen an ihr recht viele Leser ihre Freude haben! Das sehr billige Buch (Preis 3 M.) ist vortrefflich ausgestattet und mit Bildern Adolfs Menzels geschmückt; es erscheint als erster Band der Blauen Eckardt-Bücher des Verlags von Fritz Eckardt zu Leipzig.

Schulfragen

Zum Religionsunterricht auf höheren Lehranstalten. Eine Abschaffung des Religionsunterrichts auf höheren Schulen würde ich geradezu für ein Unglück ansehen; doch mit der Art und Weise, wie er auf vielen Schulen erteilt wird, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Noch immer ist die Fülle des Memorierstoffs zu groß. Zugestanden, daß eine Besserung eingetreten ist, aber noch immer werden bei der Durchnahme des Alten Testaments Einzelheiten von jüdischen Festen und Zeremonien verlangt, Dinge, die doch für einen deutschen Knaben so gar kein Interesse haben und zu seiner ethischen und sittlichen Entwicklung so gar nicht beitragen. Welche Einzelheiten werden doch noch in der Kirchengeschichte in den oberen Klassen verlangt! Mir schwirrt der Kopf, wenn ich an die ökumenischen Konzilien denke, an den Semipelagianismus, an den mono- und dyotheletischen Streit. Andere Punkte, die allgemein interessant sind, könnte man viel genauer durchnehmen. Man könnte, gerade auf einem humanistischen Gymnasium, die Frage erörtern: „Welchen Einfluß hatte das Christentum auf die geistige und kulturelle Entwicklung?“ Ein deutscher evangelischer Schüler müßte unter Anleitung des Lehrers eine Schrift von Luther wirklich lesen, nicht nur dem Inhalt nach kennen lernen. Besonders geeignet erscheint mir zu dem Zweck „An den christlichen Adel deutscher Nation“.

Natürlich genügt es, daß die wichtigsten Abschnitte gelesen werden. Dagegen ist es völlig gleichgültig, ob der Schüler weiß, in

welchem Jahr Luther die Universität bezog, zum Priester geweiht wurde oder seine Romreise antrat. Selbstverständlich wird man die drei Kurfürsten erwähnen, die die Landesherren Luthers waren. Aber hat es auch nur einen Schein von Berechtigung, die Regierungszahlen dieses Herrscher zu verlangen? Dagegen ist es durchaus richtig, namentlich in sächsischen Landen, die Gründung der Universität Jena zu erwähnen. Bei dieser Gelegenheit gehe man ein auf das Studentenleben der damaligen Zeit, auf die Bedeutung Jenas, namentlich für die theologische Wissenschaft.

Es ist entschieden interessanter für Schüler des zwanzigsten Jahrhunderts, zu hören, mit wie rührender Treue die Landesfinder an ihrem bestiegen und gefangenen Fürsten hingen, als die Regierungszahlen dieses Herrschers zu lernen*).

Die Lichtgestalt eines August Hermann Franke, dessen Bedeutung doch bis in die Gegenwart hineinragt, wird gewöhnlich sehr kurz behandelt.

Welchen Zweck hat es wohl, wenn die Schüler die Dispositionen einer Reihe von biblischen Büchern auswendig lernen?!

Jeglicher Radikalismus liegt mir fern. Mag man ein Buch mit den Schülern aufs gründlichste lesen, sei es das Matthäusevangelium oder auch der Römerbrief. Verlange man alsdann auch von diesem einen Buch die Disposition. Es darf aber nicht im Belieben des Lehrers stehen, nach dem Grundsatz *car tel est notre plaisir* die Schüler mit Memorierstoff zu belasten, Dispositionen von einer ganzen Reihe von Büchern, lange Sprüche in griechischer und deutscher Sprache zu verlangen. Es muß nicht notwendig die Folge sein, aber immerhin liegt die Gefahr vor, daß ein Jüngling, der zuviel auswendig lernen muß, sich innerlich von der Religion abwendet. Die gewonnene Zeit ließe sich so trefflich verwenden; so halte ich

*) In allen Städten, in allen Dörfern bildeten bei der Rückkehr von Johann Friedrich Knaben und Mädchen, die letzteren einen Mautenkranz im Haar, Spalier. Oft brachte ein Knabe Goldstücke, die die treue Bürgerschaft gesammelt.

es für durchaus berechtigt, bisweilen aus einem im christlichen Geiste geschriebenen Buche vorzulesen. Sehr geeignet erscheint mir z. B. das von dem kürzlich verstorbenen Geheimrat Muff verfaßte Werk „Idealismus“.

Vielleicht wäre es auch angebracht, gelegentlich aus dem Werke eines kirchenfeindlichen Schriftstellers zu lesen, nicht etwa, damit sich der Jüngling dessen Gedanken aneignet, sondern damit er es lernt, sie zu kritisieren. Für den unreifen, in der Entwicklung begriffenen jungen Mann hat alles Neue gewöhnlich eine große Anziehungskraft. Nimmt nun ein Jüngling ohne jede Vorbereitung und Anleitung ein Buch in die Hand, in dem durchaus andere Ansichten stehen als die, welche er auf der Schule gehört, so ist er sehr leicht geneigt, in *verba novi magistri* zu schwören, alles das, was er auf der Schule gelernt, für „Humbug“ anzusehen.

Unter geschickter Anleitung würde der Jüngling erfahren, wie auch viele Gegner der Religion, vielleicht unbewußt und ungewollt, dem Genius des Christentums huldigen. So schreibt Nietzsche in „Jenseits von Gut und Böse“: „Gegen Luthers Bibel gehalten ist fast alles übrige nur ‚Literatur‘, ein Ding, das nicht in Deutschland gewachsen ist und darum auch nicht in deutsche Herzen hineinwuchs und wächst, wie es Luthers Bibel getan hat.“

Der Lehrer darf sich nicht völlig von der Gegenwart abwenden. „Als wahrer Geist des höheren Lehramtes darf nicht gelten Abkehr von dem bewegten Leben der Zeit, scholastische Verengung des Interesses, nichts was auf eine Art von Verpuppung hinauskommt“ — sagt Münch. Der Schüler muß etwas erfahren von den verschiedenen Richtungen in der Theologie; an einigen Beispielen mache man ihm die verschiedenen Auffassungen klar, man mache ihn mit den Hauptvertretern der beiden Richtungen bekannt.

Fast das gesamte geistige Deutschland hat den sechzigsten Geburtstag von Harnack gefeiert, siebzehn- bis zwanzigjährige Jünglinge, von denen man so viele und vielerlei Kenntnisse verlangt, sollen auf der Schule von diesem Deutschen gar nichts erfahren?! Auch wenn der Lehrer durchaus nicht auf dem Standpunkt von Harnack steht, kann er doch der

tief gründlichen Gelehrsamkeit und dem edlen Charakter des Mannes gerecht werden.

Zum Schluß ein Wort über das Kirchenlied. Wohl nur ein fanatischer Gegner der Religion wird leugnen, daß unseren schönen evangelischen Kirchenliedern ein hoher erzieherischer Wert innewohnt. Aber vor einem „Zuviel“ muß gewarnt werden. Wenn ein Schüler einer höheren Lehranstalt zwölf, allenfalls fünfzehn Lieder lernt, so ist dies durchaus genug. Andererseits versäume der Lehrer nicht, auf die kulturgeschichtliche Bedeutung auf das Leben des Dichters — möglichst ohne Zahlen — aufmerksam zu machen. Der ästhetische Wert der Lieder wird, nach meiner Erfahrung, sehr selten gewürdigt. Wie vornehmlich unterscheidet sich z. B. das kraftvoll-schöne Lied „Mir nach, spricht Christus, unser Held, mir nach, ihr Christen alle“ von den süßlichen, geschraubten Erzeugnissen der zweiten schlesischen Dichterschule.

Hat nicht Friedrich der Große, trotz seines geringen Verständnisses für die deutsche Literatur, recht gehabt, wenn er zu Garbe sagte: „Gellert ist der einzige deutsche Dichter, der zur Nachwelt gelangen wird.“ Wer liest noch die Lieder eines Gleim, aber „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ und „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“ sind wohl noch Gemeingut des Volkes.

„Lasset die Toten ihre Toten begraben“, sagt Christus, das heißt doch so viel, verrenkt euch nicht zu einseitig in die Vergangenheit, vergeßt nicht in Folge der Rück Erinnerungen die Forderungen der Gegenwart. Auch im neunzehnten Jahrhundert haben Dichter gelebt, die formvollendete, religiös tief empfundene Gedichte geschrieben haben. Ich erinnere an Spitta, den Kommilitonen Heines in Göttingen, an Sturm, den Verfasser von „Palme und Krone“, an Gerok. Man sollte diese Dichter im Religionsunterricht mehr heranziehen, aus ihren Werken vorlesen, z. B. bei der Durchnahme des Alten Testaments in Untertertia: „Mose im Nil und Sephtas Tochter im Gebirge“.

Mit einem Worte: Weniger Gedächtnis-kram, mehr Berührung mit dem modernen Leben, weniger Dogmengeschichte, mehr Dinge, die das Herz erfreuen, den Sinn erheben.

Prof. Dr. R. Pappritz = Naumburg a. S.
Grenzboten I 1912

Psychologie

Die Seele des Kokoko. Handzeichnungen von Watteau habe ich vor mir liegen, Gewandstudien oder Studien von Haltung und Gebärde: immer wieder diese gleichen leisen, graziösen Gesten oder ein lässiges Da-sehen von unfägliger Vornehmheit. Aber es liegt eine verhaltene Schwermut über diesen weichen, diskreten Bewegungen.

Und ich sehe seine Bilder vor mir: die rauschenden Feste und die scherzenden Gesellschaften unter den dämmernden Wipfeln der Parks von Versailles und St. Cloud. Aber die Bäume und Gebüsche sind träumerisch-imaginär und hingehaucht wie körperlose Schatten; die tändelnden Damen und Herren scheinen allzu grazil. Und nun steht schon die fragwürdige Gestalt des unvergeßlichen Pierrot groß und schweigend vor dem lichten Abendhimmel. Eine leise Tragik beginnt sich zu rühren unter dem bunten Prunk schäferlicher Verkleidung.

Woher diese Tragik? Wann sind dem Leben solche Feste gefeiert worden wie im Kokoko? War die Seele dieser Zeit nicht Freude, sorglose Sinnenfreude?

Die Seele des Kokoko! Ich möchte auf sie anwenden, was d'Annunzio einmal von der Seele Venedigs gesagt hat: auf der Oberfläche jeder tiefen Seele schwebt ein Seelchen, das nichts von der Tiefe weiß, aus der es aufsteigt. So funktelt die fiebernde Lebensfreude in den lautlos trauernden Wassergassen dieser verfallenden Stadt, und in schwermütigen schwarzen Gondeln genießen die Liebenden unter Blumen den Rausch ihrer Liebe. Und die animula Venedigs begreift, wer einmal das sterbende Lächeln der Duse sah.

Vielleicht war es umgekehrt im Kokoko. Seine Seele war die Lust zu genießen, und seine Tragik war nur latent, nur eine animula, die sich in wenigen zum Bewußtsein erhob; und erst die Nachgeborenen fühlen sie ganz, die Tragik wie die große Herrlichkeit des Kokoko.

Wie fremd geworden sind uns Menschen einer ernsteren Zeit die Bücher, die das Kokoko liebte. Die Seelenlosigkeit dieser nicht endenden Liebesspiele befremdet uns. Wie verständnislos stehen wir heute einer Natur wie Casanova

gegenüber. Nur schwer verstehen wir die Einfachheit und Durchsichtigkeit dieses Abenteurers. Es ist eine Unruhe in uns gekommen, von der jenes Jahrhundert nichts wußte. Und leicht fühlen wir einen Haß gegen eine ewig lächelnde Welt, die uns leer und herzlos erscheint und deren Stil die Arabeske war. Denn unser Leben ist unermeßlich gewachsen an seelischer Innigkeit und Intensität. Uns gilt als Höchstes, was uns am tiefsten erschauern macht, sei es in Schmerz oder Lust.

Dem Nokofo aber war Leichtsein alles. „Nicht die Schwere vieler Erden, nur die spielenden Geberden.“ Wie ein Symbol hat es sich den graziösesten der Tänze, das Menuett, geschaffen, wo „man sich mit maniert verflochtenen Fingerspitzen langsam um einander drehte und sich lächelnd in die Augen schaute und dann mit einer tiefen, bewundernden Verbeugung von einander glitt.“

Niemand stand isoliert, und die Lust sich hinzugeben schuf die heitere Geselligkeit und die intimen Feste, den Tanz und die Maskeraden. Auf den Bildern des Nokofo lehrte immer wieder, wie seine eigentliche Geste, das verstellte Fliehen und das sich Erreichen, das Meiden und sich Suchen, das Weigern und Gewähren.

Es war nicht guter Ton, tief zu fühlen und erleben. Denn nie durfte man die Haltung verlieren. Das Leben spielte sich zwischen Spiegeln und Lichtern ab. Die Zeit wollte das Helle, Klare; und noch in die dunkelsten Stunden der Liebe drang der wache, zusehende Verstand. Man war selten allein und ließ sich auch dann nicht gehen. Auch in den Briefen erschien man in sorgfältiger Toilette. Es setzt eine lange Erziehung und Selbstzucht voraus, bis eine so beherrschte Sicherheit der Haltung erreicht war, die auch den Schmerz noch unter einem Lächeln barg — dem Lächeln Watteaus. Und in dem Verzicht, den wir hier fühlen, liegt ein Teil der Tragik des Nokofo.

Wenn sie in sanften Tönen auch besingen

Der Liebe Siege und das leichte Sein:

Will ihnen rechte Freude nicht gelingen,

Und ihr Gesang verschmilzt im Mondenschein.

Das ganze Leben war Form geworden und lebte ohne Seele. Es war genau das Gegenteil zu unserer formlosen und seelenhaften Zeit.

Es ist etwas Naives, Kindliches in der Schamlosigkeit und selbst in der Pervertität des Nokofo. Denn alles war nur ein Spiel, aber man war so ernsthaft darein vertieft wie Kinder, wenn sie spielen. Doch wenn man länger zusieht, bekommt die Ernsthaftigkeit, mit der das Nokofo spielt, etwas Unheimliches. Auch hier fühlen wir heute die Tragik. Indem man alle und die besten Kräfte an das Leichteste, Unverhältnismäßigste setzte, mußte man einst mit Schrecken erkennen, daß der Einsatz zu hoch war und daß man das Leben verspielt hatte.

Indem man nicht fühlen durfte, weil es nicht gut aussah, verfeinerte man den Intellekt auf eine unerhörte Weise, wendete ihn auf die Erotik an und machte eine Art Schachspiel daraus. Hier im gesteigerten Intellektualismus, in den vielfältigsten Spiegelungen, liegt das Böse des Nokofo, und der zierliche, subtile Marivaux fand früh die tiefen Worte: „L'âme se gâte à mesure qu'elle se raffine.“

Es ist nicht mehr die heiße Vitalität des Barock, sie ist unter dem scharfen Licht der wachsenden Bewußtheit gewellt; es ist die Freude an der Arabeske, an den Komplikationen, am Spiel des eigenen Intellekts. Den verschlungensten Weg sucht man in der Liebe, denn der kürzeste von Begierde zu Genuß hat keinen Reiz. Wir denken an die künstlich gewundenen Labyrinth in den Gärten der Zeit, wo der Irrende statt des erhofften Ausgangs versteckte Spiegel fand, die dem Betroffenen das eigene Bild entgegenhielten.

So verbindet sich skrupelloser Genuß mit raffiniertem Intellektualismus. Erinnern wir uns, daß das Nokofo der Stil des Nationalismus, der Aufklärung war, und daß die Genien der Zeit Voltaire und Lessing hießen. Die frivolen Romane sind in einer mathematisch geschulten, sich aus Antithesen zusammensetzenden Sprache geschrieben.

Aber die Desillusion konnte nicht ausbleiben. Eine wachsende Leere, das Grauen vor der Verhirnlung des Lebens wird immer mächtiger und drohender. Bauwargues erkennt als „die Krankheit unserer Tage, alles scherzhaft zu behandeln“. — „Notre plus grand mal est dans l'esprit“. Und in einer Greisin, Madame du Deffaud, schafft sich die Sehnsucht nach dem Gefühl

ergreifenden Ausdruck. Sie, die alle sinnlichen und geistigen Genüsse erschöpft hat ohne der entsetzlichsten inneren Verödung wehren zu können, auch sie fühlt das Gift der Zeit: *c'est la privation du sentiment, avec la douleur de ne pouvoir s'en passer.* Und fast achtzigjährig, halbblind, liebt sie zum erstenmal mit dem Herzen, überstürzt und besinnungslos, wie Verschmachtende trinken, liebt sie in Verzweiflung und hoffnungslos und ist dennoch selig, weil sie liebt. Neben ihr aber steht, wie der Geist der neuen Zeit Rousseaus, steht neben den großen Liebenden aller Zeiten Julie de Lespinasse, die in ihrem Leben keinen fand, der der rückhaltlosen Liebesfähigkeit ihres unerfältlichen Herzens hätte standhalten können. „*Je n'aime rien de ce qui est à demi, de ce qui est indécis, de ce qui n'est qu'un peu.*“

Alfred Schier-Marburg

Der Mensch will lieber für schlecht als für dumm gelten. Keinen Mangel gibt er weniger gern zu, als die eigene Dummheit, selbst wenn er sie erkennt, und wenn er am härtesten treffen will, sucht er dem Gegner den Stempel der Dummheit aufzuprägen. Wer ist dumm? Welche psychologische Kriterien geben das Recht, ein Individuum der breiten Zone intellektueller Unzulänglichkeit zuzuweisen? Nach oben, gegen die Durchschnittsbegabung und nach unten, gegen den pathologischen Schwachsinn hin verweisen sich ihre Grenzen. Die Beurteilung ist im Einzelfall erschwert, einerseits

weil neben der allgemeinen auch eine partielle Dummheit besteht und andererseits weil die Lebensverhältnisse, das Alter, das Geschlecht, die Massezugehörigkeit des Individuums stets in Rechnung zu stellen sind, so gestatten z. B. intellektuelle Leistungen, die beim gebildeten Städter den Dummkopf verraten, beim Bauer nicht den gleichen Schluß. Und haben wir einmal die Dummheit gleichsam in der Reinkultur vor uns, so erhebt sich die bedeutsame Frage nach ihrer organischen Grundlage, ihrer Vererbbarkeit usw. So gibt die Dummheit eine Fülle von Problemen auf, deren Bearbeitung nur mit dem Rüstzeug der modernen psychologisch-biologischen Wissenschaft in Angriff genommen werden kann, aber auch große praktische Menschenkenntnis voraussetzt. Wenn daher der bekannte Münchner Nervenarzt **Leopold Doewenfeld** ein Buch „**Über die Dummheit**“ (eine Umschau im Gebiete menschlicher Unzulänglichkeit, Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden, 5 Mark) veröffentlicht, das zwar nicht den Anspruch erhebt, eine erschöpfende oder auch nur systematische Darstellung des Gegenstandes zu bieten, aber in fesselnder Weise in großen Zügen ein Bild der Dummheit und ihrer Bedeutung im Leben zeichnet, so sei dies mit Freuden begrüßt und unseren Lesern gern zur Kenntnis gebracht. Das Werk ist nicht nur unterhaltend, sondern auch belehrend, dies gilt besonders von den beiden letzten Kapiteln, die von dem intellektuellen Fortschritt der Menschheit und vom Kampf gegen die Dummheit handeln. **

